

# **Die wirtschaftlichen Mißstände der deutschen Bauern an der Wolga.**

**Von Joseph Keßler.**

Magister der Theologie und Pfarrer in Sulz.

## **I.**

Wem der Schöpfer Augen gegeben hat zu sehen, eine denkende Vernunft und ein fühlend` Herz, dem dürfte die traurige wirtschaftliche Lage der deutschen Bewohner des Wolgagebietes nicht entgangen sein, es sei denn, er habe weniger Aufmerksamkeit für die Not und das Elend seiner unglücklichen Mitmenschen, als jener Priester und Levit des Evangeliums, die den Halbtoten an der Landstraße wenigstens liegen sahen, obwohl sie sich nicht weiter um ihn kümmerten. Es fehlte zwar nicht an solchen, welche den wirtschaftlichen Wohlstand der Kolonisten an der Wolga in den Spalten der Zeitungen des In- und Auslandes mit Lobsprüchen überhäuften. Noch nicht gar lange brauchte die „Odessaer Zeitung“ eine ganze Lobrede auf den blühenden Zustand der deutschen Wolgadörfer. Das muß uns um so mehr wundernehmen, je mehr es allgemein bekannt ist, wie sehr in den letzten Jahrzehnten der Wohlstand der Kolonisten zerrüttet wurde. Doch das waren Reisende, denen der kurze Aufenthalt nicht die Möglichkeit gewährte, die Mißstände kennen zu lernen. Unschwer aber ist es dem länger Beobachtenden, ganz unmöglich ist die Unkenntnis der Trauer und Mitleid erregenden Lage dem denkendem Einwohner.

Als die deutsche Bauern an der Wolga nach ihrer Ansiedlung sich mit dem Klima bekannt gemacht, den neuheimatlichen Boden bebauen gelernt hatten, belohnte die junge Natur ihre Arbeit mit hundertfältiger Frucht. Mißwachs, große Trockenheit oder Übersüsse waren ihnen unbekannte Dinge. Man war guten Mutes, lebte sorglos in den Tag hinein, während, es könne nicht anders

werden, nie könne es ihnen an Land, fruchtbarem Regen, Gedeihen der Früchte und reichlichen Ernten fehlen. Aber man täuschte sich gewaltig. Mit den sechziger Jahren machte sich im Klima eine große Veränderung zum Schlechteren bemerkbar, welche die bestehende Wirtschaft, die ohnehin nicht auf festen Grundlagen ruhte, mit gänzlichem Untergang bedrohte. An Stelle des häufigen, fruchtbaren Regens trat jetzt eine nie dagewesene Dürre. Heftige Glutwinde fingen an von Osten nach Westen über das Land zu streichen und jedes Gedeihen der Erde unmöglich zu machen. Oft zeigte sich monatelang kein Wölkchen am Himmel, der sein früheres, heiteres Blau für immer mit einem Rauch ähnlichen Grau vertauscht zu haben schien, während der ehemals so häufige Schnee jetzt nicht einmal das in der Erde geborgene Roggenkorn vor dem Erfrieren zu schützen vermochte. Schon im Frühling fehlte dem Boden die befruchtende Feuchtigkeit. Daher Unfruchtbarkeit und gänzlichen Mißwachs. Die Jahre siebenzig und zweiundsiebzig brachten Mißernten, denen wieder einige Jahre der Fruchtbarkeit folgten, welche in den Jahren 1878 und 1879 mit gänzlichem Mißwachs wechselten. Unterdessen richteten Seuchen unter Menschen und Vieh große Verheerungen an. Nun begann eine Reihe von Mißernten, die sieben Jahre lang dauerten und an die sieben unfruchtbaren Jahre Ägyptens erinnerten. Die sieben mageren Kühe hatten mehr als sieben fette aufgefressen. Der Himmel, die Erde, Seuchen, wie Cholera und Typhus, Hungernot schienen sich zur Vernichtung der armen Bewohner verschworen zu haben. Die Wirtschaft war größtenteils zu Grunde gerichtet. Wohlhabende Wirte waren, wie der hochwürdigste Diözesanhirt in seinem Aufruf um Hilfe für die Unglücklichen schreibt, zu Bettlern geworden. Ganze Dörfer verödeten, da sich das Volk in die Städte flüchtete, um durch Arbeit das arme Leben zu fristen. Das Land war größtenteils um einen Spottpreis auf zehn und mehr Jahre an kleine Kapitalisten verpachtet, der geringe Eigenbesitz um einen niedrigen Wert versetzt, aller Erlös

aber verzehrt, und immer noch wollte die strafende Hand Gottes nicht ruhen. Erst das Jahr 1892 brachte eine fruchtbare Ernte, aber nur für jene, welche ihr noch übriges Land bebauen konnten, wozu der größere Teil der Bewohnerschaft unfähig geworden war. In Anbetracht dieser schrecklichen Lage stellte manch denkender Geist an sich die Frage: warum diese großen Strafen Gottes? Warum diese schreckliche Armut und Not? Die gegenwärtige Abhandlung ist ein Versuch, auf dieses in der Geschichte der göttlichen Strafgerichte so seltene Beispiel eine Antwort zu geben. Wir werden sie in der eigenartigen Wirtschaft und Lebensweise der deutschen Kolonisten finden, welche jene wirtschaftlichen Untugenden im Gefolge haben, die einer gediegenen Wirtschaft, einem zeitlichen Fortschritt und einem wahren christlichen Leben sehr hinderlich im Wege stehen.

„Not lehrt beten,“ sagt das Sprichwort; ebenso kann man füglich sagen: Not lehrt denken und sorgen. Als die deutschen Bewohner diesseits und jenseits der Wolga noch nicht die drückende Last der Not fühlen gelernt hatten, dachte wohl niemand an eine Verbesserung oder Hebung des herrschenden Wirtschaftssystems. Der wirtschaftliche Fortschritt war nie ein Gegenstand des Sprechens und der Unterhaltung. Nachdem aber beständige Mißernten die ohnehin nicht beneidenswerte, wirtschaftliche Lage in ihren Grundlagen erschütterten, fing man an, auf geeignete Mittel zu sinnen, die Wirtschaft zu heben und auf einen besseren Fuß zu setzen. Allenthalben ließen sich Stimmen vernehmen, welche den Bankrottismus der Landwirtschaft den vielen gänzlichen Mißernten der letzten Jahrzehnte zuschrieben. Im Jahre 1891 schickte die Regierung selbst einen Abgeordneten aus Petersburg in das Saratowsche und das Samarische Gouvernement, um die Ursachen zu erforschen, welche den Verfall der Wirtschaft herbeigeführt hatten.

Nicht wenige glaubten den Gemeinbesitz der Ländereien als einzige und vollgültige Ursache des wirtschaftlichen Mißstandes

bezeichnen zu müssen. Zwar haben die Mißernten der letzten Jahre viel zum gänzlichen Verfall der Wirtschaft beigetragen, sind aber nicht die Hauptursachen desselben. Obwohl die Bauern bis zu den sechziger Jahren fast keine einzige Mißernte erlebt hatten, konnten sie es dennoch trotz aller Begünstigung des Klimas, des Bodens und des Staates zu keinem beträchtlichen Wohlstand bringen. Auch die Ansicht, als sei die traurige Lage durch den Länderkommunismus der Gemeinden herbeigeführt worden, dürfte nicht weniger das Richtige getroffen haben. 1) Der Gemeinbesitz des Bodens sollte den Wirten nur die Möglichkeit bieten, es mit der Zeit zum Ankauf von Eigenländereien zu bringen wie man das im Süden getan hat. Wir unsererseits tragen daher kein Bedenken, diesen Ansichten unsere Zustimmung zu versagen, wollen aber nicht in Abrede stellen, daß letztere auf den ersten Blick viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Daher hat es auch bisher nicht an Bestrebungen gefehlt, den Gemeinbesitz zum Sonderbesitz zu machen, d. h. den gemeinschaftlichen Grundbesitz an die einzelnen Gemeindeglieder ein für allemal zu verteilen, und diese Verteilung durch das Ministerium der Landwirtschaft bestätigen zu lassen, oder nötigenfalls das Ministerium selbst um eine Teilung zu bitten. Allein diese Bestrebungen stießen schon in den Versammlungen der Gemeinden auf unüberwindliche Hindernisse, so daß die Sache in ihrem Fortgang nicht bis an das Ministerium gelangen konnte.

Nach unserem Dafürhalten ist die Teilung des Bodens in Sonderbesitz für die Wirtschaft nur dann von praktischem Wert, wenn der Besitzer zwar das Recht der Nutznießung, nicht aber das Recht der Veräußerung erhält, denn nur dann ist der Bauer vor gänzlicher Verarmung gesichert. Wäre der Landwirt

---

1) Hiermit wollen wir nicht sagen, daß die Ländergemeinschaft nicht zum Verfall der Wirtschaft beigetragen hat, denn eine bekannte Tatsache ist es, daß bei der häufigen Umteilung des Landes, welche die Ländergemeinschaft mit sich bringt, der Acker nicht gut gepflegt wird, weil man ihn ja doch durch die nächste Umteilung verlieren wird. A. d. Verfassers.

vollständiger Eigentümer seines ganzen Grundbesitzes, d. h. hätte er das Recht denselben an andere zu verkaufen, so würde es bald nicht an solchen fehlen, welche, nachdem sie ihr Grundstück verkauft, den Erlös aber verzehrt oder durchgebracht hätten, sich mit Frau und Kinder an den Bettelstab bringen und der Gesellschaft noch zu größerer Last fallen würden als zuvor. Sein eigenes, seiner Familie und der Gesellschaft Wohl verlangt es also, daß der Bauer nicht seinen ganzen Acker veräußere, denn ein Bauer ohne Land, sagt das Sprichwort, ist ein Mensch ohne Hand; die Welt würde bald mit Landlosen angefüllt werden. Andererseits wäre zwar den fleißigen und strebsamen Wirten damit die Möglichkeit geboten, ihren erblichen Grundbesitz zu vergrößern und in der Nähe ihres Wohnortes sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, allein diese Möglichkeit ist ihnen auch ohnehin geboten. Gibt es doch in nicht gar zu weiter Ferne unseres großmächtigen Reiches Ländereien genug, die um ganz geringen Preis angekauft werden können. Die Bauern dürften nur ihre wahrhaft sinnlose Anhänglichkeit an ihren Geburtsort, von dem sich niemand um jeden Preis trennen will, opfern, und die Trennung vom Vaterhause, mit dem sie ganz verwachsen sind, nicht scheuen, unübersehbare Steppen am Ural und in Sibirien würden sich ihnen bald auftun, die sie durch Fleiß, Streben und Umsicht sich bald zu eigen machen können. So aber ziehen sie es vor, mit den vielen Familien der Brüder unter der Oberhoheit des Vaters sorglos zu wirtschaften und zu Grunde zu gehen, als sich draußen einen kleinen Eigenbesitz zu erwerben und eigenen Herd zu gründen. Den strebsamen, fleißigen und umsichtigen Bauern ist also auch ungeachtet des gemeinsamen Grundbesitzes der Erwerb von erblichen Eigenländereien ermöglicht; Fleiß kann demnach auch hier zum wirklichen Wohlstand gelangen. Gott hat so viele Schätze in die Erde gelegt, daß ein jeder reichlich von ihr beschenkt wird, der mit Umsicht und Fleiß sie bebaut. Nicht die Verteilung des Grundbesitzes auf

immer an die Gemeindemitglieder ist sonach das Mittel, um dem Verfall der Wirtschaft zuvorzukommen, sondern wir tragen kein Bedenken, es zum Nutzen der Gesellschaft auszusprechen – das gemeinsame Wirtschaftssystem, wir wollen damit sagen das „Zusammenwirtschaften“ und „Zusammenleben“ der Söhne unter der Oberherrlichkeit des Vaters oder, wie man diese Art der Wirtschaft füglich nennen kann – der Familienkommunismus. Von der Gemeenschädlichkeit dieser ganz eigenartigen Einrichtung, welche nur unter den deutschen Bauern der Wolga besteht, werden wir uns im Laufe dieser Abhandlung zu überzeugen suchen.

Bei den Spartanern bestand ein Gesetz, wonach niemand im Lande geduldet wurde, der müßig ging; sie hielten dafür, der Müßiggang sei dem Staate schädlich. Sie hatten Recht. Noch schädlicher aber, ja geradezu gefährlich ist er der Wirtschaft und Sittlichkeit. Daher das Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Ist die Arbeit eine der ersten Grundlagen, auf denen die menschliche Gesellschaft und Wirtschaft ruht, so ist der Müßiggang der Untergang derselben. Das Menschengeschlecht würde ohne Arbeit nicht fortbestehen können; nur weniges gibt die Erde dem Menschen ohne seine Arbeit und Mitwirkung. Das Gebot der Arbeit ist das älteste, es ist dem Menschen schon vor dem Sündenfalle auferlegt worden: „Also nahm Gott der Herr den Menschen und setzte ihn in den Lustgarten, auf daß er ihn bebauete und bewahrete.“<sup>2)</sup> Zur Arbeit somit ist der Mensch geschaffen, nicht damit er sein Leben in Müßiggang und Nichtstun verbringe. „Arbeit ist dem Menschen so natürlich,“ sagt die Schrift, „wie dem Vogel das Fliegen“. <sup>3)</sup> Schon die Fähigkeiten und Kräfte, womit der Schöpfer den Menschen ausgestattet hat, deuten darauf hin, daß er zu geistiger und körperlicher Arbeit bestimmt ist. Ist die Arbeit auch dem Menschen so naturgemäß, und war sie

---

<sup>2)</sup> Gen. 2, 15.

<sup>3)</sup> Job 5, 7.

ihm schon vor dem Sündenfall geboten, so sollte er sich dennoch nicht von ihr nähren, sondern lediglich sich durch sie veredeln, vervollkommen und Gott dienen. Dieses war damals ihr einziger Zweck: Die Ehre Gottes, die menschliche Veredlung; sie war ein wahrer Gottesdienst. Mit dem Sündenfall ist die Arbeit an erster Stelle zur Buße, Genugtuung und zugleich zum Mittel für den Erwerb der Lebensbedürfnisse geworden. „Mit vieler Arbeit sollst Du von ihr (der Erde) essen alle Tage deines Lebens“. <sup>4)</sup> Insofern aber die Arbeit als Buße und Genugtuung für die Sünde Gott aufgeopfert und von Ihm angenommen wird, behielt sie ihre heiligmachende und veredelnde Kraft auch nach der Sünde bei. Arbeiten soll demnach der Mensch, um dadurch Buße zu thun, Gott zu dienen, sich selbst zu veredeln und vervollkommen. Lediglich des Geldes, des Erwerbes und Fortkommens wegen zu arbeiten, gibt der Arbeit keinen höheren Wert, keine höhere Weihe und ist des Menschen unwürdig. Doch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der Gewinn der Arbeit für den sinnlichen Menschen immer ein kräftiger Sporn zur Tätigkeit bleibt, ohne den er sich gewöhnlich dem Müßiggang ergeben würde; denn das läßt sich einmal nicht leugnen, daß seit die Arbeit die Natur der Strafe angezogen hat und von Gott dem Menschen zur Buße und Genugtuung auferlegt worden ist, sie immer etwas Beschwerliches und Lästiges an sich hat. Daher die Arbeitsscheu und Trägheit so vieler. Diese Trägheit wird noch genährt und geradezu gepflegt durch die Gemeinwirtschaft und die gemeinsame Lebensweise der Familien oder durch den Familienkommunismus. Man muß gestehen, daß der Mensch, wie er nun einmal beschaffen ist, durch den in nahe Aussicht gestellten Gewinn eher und leichter zur Handlung und Tätigkeit bestimmt wird, als durch höhere sittliche Beweggründe. Eher wird ein Arbeiter seinen Acker bebauen, weil er Gewinn von ihm hofft, als weil er durch seine Mühe sich selbst veredelt, Buße tut

---

<sup>4)</sup> Gen. 3, 17.

und Gott dient. Der Grund liegt auf der Hand. Einmal ist ihm der materielle Gewinn in nächster Nähe, während jener höhere Nutzen ihm meistens in weiter Ferne, z. B. nach dem Tode, in Aussicht gestellt ist. Dann übt der greifbare Erwerb einen größeren, sinnlichen Reiz auf sein Gefühl aus, das bekanntlich am meisten den Menschen zur Arbeit bewegt, als die Aussicht auf höheren, sittlichen Gewinn. Soll also der Mensch zur Arbeit bewogen werden, dann ist nichts mehr dazu geeignet, als die Aussicht auf unmittelbaren Lohn oder Gewinn. Wo dieser fehlt, wird er stets das Nichtstun der Tätigkeit, den Müßiggang der Arbeit vorziehen. Diese Aussicht auf unmittelbaren Gewinn fehlt in der Gemeinwirtschaft dem Arbeiter gänzlich. Denn da er nicht sein selbständiger Herr ist, ist er jedes Eigentums, also auch des Gewinnes seiner Arbeit, beraubt. In dieser Hinsicht steht er sogar unter dem gewöhnlichen Tagelöhner, der immerhin das Recht des Eigentums seines Erwerbes hat. Erst mit dem Tode des Vaters ersteht dessen Söhnen das Recht des Eigenbesitzes. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß dem Sohne überhaupt jede Aussicht auf den Gewinn seiner Arbeit fehle. Durchaus nicht. Wir sagten nur, es fehle ihm die Aussicht auf unmittelbaren, d. h. auf jenen Gewinn, in dessen Besitz er sofort gelangt. Den Lohn für seine Arbeit erhält er durch das Erbe; wenn nicht etwa dieses durch Mißwirtschaft, durch Verschwendung der Brüder in Zweifel gezogen wird. Wird aber diese Aussicht auf einen ungewissen Erbteil ihm einen hinreichenden Ersatz für seine sichere Mühen bieten können? Diese Frage müssen wir entschieden verneinen. Wohl hat der Mensch eine höhere Entschädigung für seine Arbeit, als den zeitlichen Erwerb, wir meinen seine Veredlung und Vervollkommnung. Allein dieser Beweggrund ist für die meisten Menschen nicht stark genug, sie zur Arbeit anzuspornen; wo also der Gewinn fehlt, oder die Aussicht darauf in ferne Zukunft gerückt oder gar in Frage gestellt wird, fehlt die Haupttriebfeder, die den Menschen zum Fleiß, zur Tätigkeit und Arbeit antreibt.



Das ist aber, wie wir gesehen, der Fall bei dem Wesen der Gemeinwirtschaft. Denn wozu arbeiten, sich abmühen und abplagen für eine in ferne Zukunft stehende Aussicht auf ein Erbe, welches noch obendrein fraglich und ungewiß ist?

Aus dem Gesagten kann jedermann zur Genüge entnehmen, daß das unter den Bauern des Wolgagebietes herrschende Wirtschaftssystem den Müßiggang begünstigt, den Fleiß schwächt, den Fortschritt hemmt und den Untergang der Wirtschaft herbeiführt. Beschleunigt wird dieser noch durch die Verschwendung, die in vielen Familien im großen Maßstabe getrieben wird. Lassen wir den Fall gelten, unter den Söhnen der Gemeinwirtschaft befinde sich ein Verschwender, was eben nicht zu den Seltenheiten gehört. Wozu sollen sich also die anderen abmühen? Etwa damit der Bruder den Schweiß ihrer Arbeit vergeude? Die Antwort lassen wir die Erfahrung geben. Kein Wunder also, wenn in einem Hause, wo der wirtschaftlichen Verfassung gemäß der Vater einziger Eigentümer sein sollte, es dennoch so viele Herren gibt als Söhne oder, besser gesagt, so viele Diebe als Söhne unter der väterlichen Oberhoheit wirtschaften. Ein jeder besitzt seine eigene Kasse. Man verschenkt, verkauft Weizen, Korn, Gerste oder sonstige Wertsachen um einen Spottpreis, lebt flott und sorgenlos, weil man ja nicht sein, sondern des Vaters Eigentum zu verschleudern meint. Mit einem Wort im Verschwenden der elterlichen Güter sucht man es sich gegenseitig häufig zuvorzutun, während man bei der Arbeit sich nur schonen zu müssen glaubt. Unter ähnlichen Umständen kann an ein Gedeihen oder an eine Verbesserung der Wirtschaft nicht im entferntesten gedacht werden; vielmehr ist es zu wundern, wenn dieselbe noch nicht in völlige Auflösung geraten ist.

Allein zur Ehre der Menschenwürde wollen wir besser von den Menschen denken und nicht alle Gemeinwirte des Müßigganges und der Verschwendung beschuldigen; es gibt im Gegenteil – und

Gott sei Dank dafür! – allenthalben auch fleißige, strebsame und sparsame Wirte. Diese erfreuen sich aber auch ungeachtet der Gemeinbesitzes einer guten Wirtschaft und eines erheblichen Wohlstandes. Indes nehmen wir keinen Anstand, zu behaupten, daß auch diese bei einer Sonderwirtschaft größere Fortschritte erzielt hätten, da die Sonderwirtschaft sicherlich ihre wirtschaftlichen Tugenden noch erhöht hätte. Ohne Frage gibt es auch Gemeinwirte, die bei allem Fleiß, Sparsamkeit und Streben es nie zu einem Wohlstand gebracht haben. Da fehlte entweder der Segen Gottes, an dem alles gelegen ist, oder Unglücksfälle haben sich in die Wirtschaft niedergelassen. Wo das nicht der Fall ist, kann nur die Ursache der Mißwirtschaft, in der Kurzsichtigkeit, Unordnung und Beschränktheit zu finden sein, lauter Mängel, die man häufig in Gemeinwirtschaften, seltener bei Sonderwirten antrifft, was wiederum ein Beweis dafür ist, wie schädlich die Gemeinwirtschaft sei.

Die besten Fähigkeiten, die größten Talente, die der Schöpfer dem Menschen anvertraut hat, gehen zu Grunde, wenn sie unbenützt liegen bleiben. Das System der Gemeinwirtschaft versetzt den Menschen in die Lage, nicht selbständig handeln und denken zu müssen. Weil der Sohn unter der Oberhoheit des Vaters steht, also der Selbständigkeit beraubt ist, wird er dadurch auch der Sorge für seine und seiner Familie Bedürfnisse enthoben. Der Vater sorgt für Nahrung, Kleidung, Bildung u. s. w. gegen die Arbeitsleistungen des Sohnes. Solange also der Vater lebt, wird der Sohn weder Kummer noch Sorgen erfahren. Wenn es wahr ist, daß Sorgen und Not den Menschen zwingen, sich um Erwerb umzusehen, auf Mittel und Wege zu sinnen, Zeit und Umstände in Erwägung zu ziehen, um zu einem Wohlstand zu gelangen, so wird der Gemeinwirt, der unter der Bevormundung des Vaters den größten Teil seines Lebens sorglos verbringt, nie umsichtig, strebsam und selbständig werden. Wie die körperliche Arbeit den Körper, so stärkt und entwickelt die geistige Tätigkeit den Geist.

Wie aber soll der Geist sich entwickeln, wenn er in die traurige Lage versetzt ist sorg= und gedankenlos dahinzuleben; er wird also bei einer Gemeinwirtschaft veranlaßt, sein Talent zu vergraben.

Und damit glauben wir den Grund gefunden zu haben, warum unter den Gemeinwirten es so viele gibt, denen es an der nötigen Umsicht, Sparsamkeit, dem Fleiß und Ordnungssinn fehlt, Tugenden, welche in jeder Wirtschaft so notwendig sind! Der Klarheit halber lassen wir hier ein Beispiel folgen, welches aus einer Gemeinwirtschaft, in der es den Wirtschaftenden an obengenannten Tugenden fehlt, genommen ist.

In vielen Wirtschaften, die 30 bis 40 Desjatinen säen, hält man bis 20 Pferde, während man doch ein solches Stück Land mit 10 bequem bebauen könnte. <sup>5)</sup> Was die 10 überflüssigen Pferde fressen, ist Verschwendung. Bei einer solchen Pferdenherde findet man es für notwendig, nur 2 – 4 Kühe zu halten, da doch die Kuh unstreitig ein viel nützlicheres Tier ist, als das Pferd. Eine Kuh, sagt das Sprichwort, deckt alle Armut zu. Bei einer solchen Berechnung ist es kein Wunder, wenn die Familie, die zuweilen aus 25 Gliedern besteht, am Hungertuche nagt. Vom Frühjahr bis zum Herbst muß die Butter und das Fleisch gekauft werden. Die Pferde werden im Winter mit Heu gefüttert, doch das ist nicht hinreichend, die armen Tiere müssen auch Hafer haben, wo dieser nicht vorhanden ist, wird der Familie das Weizenmehl aus der Mulde weggefüttert und das mit solchem Eifer, als gelte es allem Vorrat an Weizen so schnell wie möglich den Garaus zu machen. Das tut man den armen Tieren zu lieb – die Menschen können Kornbrot essen, denn das arme Vieh muß hart arbeiten! Die Kuh, von der man viel erhält, wenn man ihr viel und vor allem gutes Futter gibt, wird mit Stroh gefüttert. In vielen Häusern sieht man darin geradezu ein Verbrechen, wenn dem Rindvieh mitunter Heu

---

<sup>5)</sup> Im Chersonischen, Jekaterinoslawschen und Taurischen bearbeitet man mit 8 Pferden 50 Krondesjatinen, also über 40 Wirtschaftsdesjatinen. An. d. Verfas.

gegeben wird, weil es sonst für die Pferde nicht ausreichen würde! Und es reicht wirklich nicht aus, auch der Weizenvorrat im Speicher ist für 20 Pferde nicht zureichend, die im Winter, wo sie nichts arbeiten, fett gefüttert werden, daß sie „tänzelnd,“ denn man sieht es für sein Leben gern, wenn das Tier sehr „mutig“ ist und „tänzelt.“ Doch da kommt das Frühjahr, die Zeit der Arbeit für den Menschen und das Pferd; jetzt hat aber ersterer kein Brot mehr und letzteres kein Futter, und das edle Tier muß hart arbeiten und mit den Kühen Stroh fressen. Wenn man eine ähnliche Wirtschaft mit ansieht, möchte man zu der Überzeugung kommen, es sei darauf abgesehen, sie in einem Jahre an den Pranger zu stellen. Man möge hier bedenken, ob nicht dies eine der Ursachen sei, warum Gott den Menschen keine Nahrung mehr will wachsen lassen, da man sie ja doch dem unvernünftigen Vieh hinwirft. Doch, wendet man ein, man brauche die Pferde zum Dreschen. Um 30 Desjat. auszutreten, füttert man 15 Desjat. das Jahr hindurch den überzähligen Pferden. Eine schlechte Rechnung das, die notwendig zum Ruin der Wirtschaft führen muß und eine große Beschränktheit an den Tag legt. Das sind in Kürze die Hauptübel, an denen die Wirtschaft der deutschen Wolgabewohner krankt und dahin siecht.

## II.

Höchst verderblich für die wirtschaftliche Lage ist der wahrhaft jüdische Trieb nach dem Eintritt in die Ehe. Woher dieser Hang stammt, wissen wir nicht, doch soviel können wir sagen, daß er nicht ein Erzeugnis des Christentums, das den jungfräulichen Stand vor der Ehe begünstigt, sein kann. Alle wännen in dem ehelichen Bündnis ihr höchstes Glück, um nicht zu sagen, ihr letztes Ziel und Ende finden. Jünglinge, die den Knabenjahren kaum entwachsen sind, Mädchen, die noch lieber mit der Peppe spielen, als sich um den Kochkessel oder die Wirtschaft kümmern,

kann man da alljährlich in Menge sehen, die sich die Hand reichen zum ehelichen Bunde. Die alten, kurzsichtigen Eltern dulden es, denn sie haben es ja ebenso gemacht. Erhebt hie und da der Seelsorger Einsprache gegen solche Ehe, so beruft man sich auf das Gesetz, welches ja den Jünglingen mit 18, den Mädchen mit 16 Jahren die Ehe gestattet. Freilich hat das Gesetz dieses Alter für die in die Ehe Tretenden angesetzt, aber daraus den Beweis liefern zu wollen, es wünsche diese Ehe, dürfte wohl sehr schwer fallen. Im Gegenteil, das Gesetz will damit nur sagen, daß es keine Ehe unter diesem Alter zuläßt und wünscht, daß die Ehen nur von solchen Personen eingegangen werden, welche ein hinreichendes Verständnis von den Pflichten und Lasten haben, welche sie mit derselben übernehmen. Leider geht dieses Verständnis den meisten ab, ja viele haben nicht einmal eine Ahnung von den Pflichten, die der Ehestand ihnen aufbürdet. Daher später die endlosen Klagen: „Hätte ich mir das eheliche Leben so gedacht, nimmer würde ich mich verheiratet haben! Ach, hätte ich mich doch nicht verheiratet!“ Doch die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes ist allgemeine Aufgabe der Menschheit. 6) Jeder hat also ein Recht auf die Ehe, wenn anders nicht ein anderer Stand, den er ergriffen, ihm dieses Recht benommen hat. Allein nicht alle dürfen von diesem Recht Gebrauch machen. Das dürfen nur jene, welche die Pflichten der Ehe, wie die Pflichten des Gatten, des Vaters, der Mutter, des Hauptes der Familie, eines Gliedes der Kirche und der Gesellschaft zu erfüllen im stande sind. Das aber sind so viele und schwere Pflichten, daß ein jeder sich wohl prüfen muß, bevor er ein so verantwortliches Joch auf sich nimmt. Keiner kann es ohne Schuld tragen, wenn er nicht Gott und Religion im Herzen trägt. Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, daß der größere Teil der so früh Heiratenden den Forderungen des Ehebündnisses nicht nachkommen kann. Eine solche Forderung ist unter anderen die Lebensgemeinschaft der

---

6) Gen. 1, 28.

Ehegatten. Was soll man somit von jener Ehen sagen, die von Jünglingen geschlossen werden, welche im Begriffe stehen, schon nach wenigen Monaten auf 5–7 Jahre sich von ihren jungen Gattinnen zu verabschieden, um oft Tausende von Werst weit der Verrichtung des Militärdiensten zu obliegen. Eheliche Bündnisse unter solchen Umständen kann nur der größte Leichtsinn schließen; wie verderblich sie häufig für die Sittlichkeit sind, ist nicht zu sagen. 7) Über der Schilderung des Trennungsschmerzes der jungen Eheleute, der Erschwerung des Militärdienstes, was sie sich leicht hätten ersparen können, wollen wir weiter keine Worte verlieren. Doch man weiß sich das auszureden; man sagt: „Im Falle eines Krieges verliert man vielleicht einen Arm oder ein Bein, kommt als Krüppel nach Hause und findet keine Frau mehr.“ Schöne Ausrede das, die nichts weniger als christlich ist! Das arme Wesen aber, das Weib, muß es dann hinnehmen, sich das ganze Leben lang mit einem Krüppel und vielleicht mehreren kleinen Kindern herumzuschlagen und gar die Familie nähren. Ist jemand nicht im Stande, Weib und Kinder zu nähren, so darf er eben auch nicht heiraten. Nicht das Weib hat die Pflicht, den Mann und die Kinder zu ernähren, diese ist von Gott dem Mann auferlegt. Wenn man also die Aussicht hat, in einen Krieg zu kommen, daselbst verstümmelt zu werden (und diese hat man immer) und als arbeitsunfähiger Krüppel nach Hause zurückzukehren, so hat man auch keine Aussicht, dieser hl. Pflicht nachzukommen und eine Familie nähren zu können. Daher darf man dieselbe sich auch nicht aufbürden. Die aber das Gegenteil tun, mögen sich an den Ausspruch des Apostels erinnern: „Wenn aber jemand für die Seinigen nicht Sorge trägt, der ist schlechter als ein Heide und hat den Glauben verleugnet“. 8) Die Schädlichkeit der Kinderehe – um sie mit ihrem wahren Namen zu nennen – hat man schon längst eingesehen. Manche, denen das

---

7) Vollkommen wahr. Ein jeder Seelsorger kann das bestätigen. D. Red.

8) I. Timoth. 5, 8.

Wohl der Gesellschaft am Herzen lag, trösteten sich mit dem Gedanken, daß mit dem Beginn der Wehrpflicht dieselbe von selbst verschwinden werde, doch sie sollten sich gründlich getäuscht sehen; sie wurde noch häufiger als zuvor. Wenn mancher Jüngling bisher das Heiraten zum 23., 24. oder 25. Lebensjahr verschob, so beeilt sich jetzt fast ein jeder, noch vor der Losung seine Braut heimzuführen. Der Vater gibt hiezu seinem „armen Sohne,“ der doch jetzt bald nichts Gutes mehr haben wird, sehr gerne die Erlaubnis, die Söhne freuen sich sogar, daß wieder die Zahl der Arbeiterinnen vermehrt werde, denn sagen sie, wir brauchen ja doch Arbeiter, besser die eigenen als die fremden. Somit wurde das Übel der Kinderehen noch ärger. Nie – und das ist unsere Überzeugung – wird man die frühen Ehen abstellen, wenn man nicht das Übel mit der Wurzel ausreißt; sie wurzeln aber, wie hundert andere Übel, in dem gemeinsamen Wirtschaftssystem und der Lebensgemeinschaft der Familie oder dem Familienkommunismus. Daher ist ohne Umgestaltung der Wirtschaft in Sonderwirtschaft auch hinsichtlich der Ehe nicht an einen Fortschritt zu denken. Solange nämlich der Jüngling nicht selbständig wird, kann er auch naturgemäß keine oder nur wenige Verpflichtungen seiner Familie gegenüber übernehmen, wenigstens ist er von der Pflicht befreit, für sie sorgen zu müssen. Das tut der Vater, wie wir schon oben gesehen haben. Der Sohn braucht somit keine Sorge tragen für Nahrung, Kleidung seiner Familie, für die Fortbildung seiner Kinder, nicht für wirtschaftlichen Wohlstand und Fortschritt, ja nicht einmal für sich selbst. Ist er aber aller Sorgen für seine und der Seinigen Bedürfnisse enthoben, warum sollte er nicht dem Beispiel seiner übrigen Brüder folgen, sich eine Lebensgefährtin suchen und eine Familie gründen, wenn er doch dabei ein kummer- und sorgenloses Leben führen kann? Er folgt dann nur einer Sitte, welche dem Bauer um so nachahmungswerter erscheint, da sie durch das Beispiel der Voreltern selbst für ihn eine Art Weihe

erhalten hat. Würde aber dem heiratslustigen Jüngling mit dem Abschluß der Ehe die peinliche Sorge für sich und seine Familie in Aussicht stehen, was nur bei einer Alleinwirtschaft der Fall wäre, er würde doch Bedenken tragen, so frühzeitig in die Ehe einzutreten. Noch einige Jahre würde er es vorziehen, lieber sorgenfrei zu leben als sich die Sorgen des ehelichen Joches aufzubürden. Er würde an der Ehe nicht nur Rosen, sondern auch Dornen erblicken. Die Versetzung der Söhne nach dem Eintritt in die Ehe in den Stand der Eigenwirtschaft, mit anderen Worten, die Aufhebung der gemeinsamen Wirtschaft ist demnach das einzige, gründliche Mittel, um das Übel der frühen Eheabschließung abzustellen.

Abgestellt muß vor allem diese Sitte oder vielmehr Unsitte werden, und sollte sie so alt sein als das Menschengeschlecht selber, denn sie führt notwendig, wie sie eine Ausgeburt von Wirtschafts- und Lebensgemeinschaft ist, auch wieder zu diesen zurück, da die jungen Eheleute nicht im stande sind, selbständig wirtschaften zu können.

Die Familie muß zu der von Gott gewollten Selbständigkeit zurückgeführt werden, sollen in ihr christliche und wirtschaftliche Tugenden gedeihen. Schon ihrer Natur nach soll sie ein von Gott selbständiges und abgeschlossenes Ganze sein, aus dem Vater, der Mutter und den Kindern bestehend; sie soll ein Heiligtum sein, das in seinem stillen und frommen Wirken frei und ungehindert sein muß. Niemand darf ohne Verletzung der göttlichen Gesetze störend in sie eingreifen. Dazu aber muß sie die nötige Selbständigkeit haben, zu welcher sie bei einer lebenslänglichen Bevormundung von Seiten des Vaters nie gelangen kann. Als sich das Christentum verbreitete, sah es eine seiner Hauptaufgaben darin, dem Familienleben der Sklaven die nötige Selbständigkeit und Freiheit, sowie das Recht des Eigentums und der Person u. s. w. zu verschaffen. Kein Wunder, man hatte es damals mit Heiden zu tun. Heute steht das Christentum vor einer ähnlichen Aufgabe,



und zwar – wer sollte es glauben! – hat man es zu tun mit Christen, mit Christlichen Eltern, mit einer Unsitte, die sich trotz der Wachsamkeit der Hirten in die christliche Herde eingeschlichen hat. Die Familie muß ihrer Natur nach auch physisch, d. h. mit Grenzen, abgesondert sein. Jede soll ihre eigene Behausung und eigenen Herd haben. Dieses ist ein Erfordernis ihres Wesens, ihrer Natur. Das lehrt übrigens schon die unvernünftige Natur. Die Tiere leben größtenteils paarweise oder sondern sich doch zur Zeit, da sie Junge haben, von andern ab. Sind diese im stande, sich selbst nähren zu können, so gelangen sie zu der ihrer Natur entsprechenden Selbständigkeit. Das hat der Schöpfer in sie hineingelegt, damit sie um so leichter und sicherer zu ihren Bestimmung der Selbsterhaltung und Mehrung gelangen.

Man sollte meinen, unsere Landleute, die doch der Natur so nahe leben, hätten das schon längst von den unvernünftigen Geschöpfen absehen müssen. Leider ist das nicht der Fall. Man ist eben nur gewöhnt, von jener Belehrung anzunehmen, die über uns stehen. Würden aber die Menschen das Gute, das der Schöpfer in die Natur gelegt hat, nicht so häufig übersehen, sie würden um vieles besser fahren. Nicht ohne Grund schickt die hl. Schrift den Menschen so oft zu den Ameisen, den Bienen u. s. w. Doch sie ziehen es vor, lieber durch eigenen Schaden klug zu werden.

Die menschliche Familie muß zur sicherer und gänzlichen Erreichung ihrer Bestimmung eine entsprechende Selbständigkeit haben. Nur durch die Sonderwirtschaft wird sie zu ihr gelangen.

Aber man wendet ein: „ Man kann doch die Kinder nicht mit leeren Händen aus dem Vaterhaus weisen, denn macht man viele Teile, so erhält am Ende keiner etwas, und wovon sollten dann schließlich die alten Eltern leben?“ Lauter Einwendungen, denen wir unsere Beachtung nicht versagen können. Vorerst bemerken wir, daß unter keiner Bedingung das vierte Gebot verletzt werden darf, nicht einmal dann, wenn es geschehen sollte, um ein höheres

Gebot, z. B. das der Sorge für das Fortkommen der Kinder, zu beobachten. Doch beide Gebote sind von Gott, also können sie sich nicht widersprechen. Das vierte Gebot kann daher gut beobachtet werden, ohne dem Rechte der Familie zu nahe zu treten. Ein Sohn wird daher bei den Eltern bleiben, um sie in ihrem Alter zu pflegen, alle aber haben die Pflicht, dieselben zu ernähren.

Sind die Eltern nicht in der Lage, ihren Sohn mit einem kleinen Erbe auszustatten, so dürfen sie ihn nicht eher in die Ehe eintreten lassen, bis er nicht durch Arbeit ein Sümchen erübrigt haben wird, das ihm den Anfang einer kleinen Sonderwirtschaft ermöglicht. In 3 – 4 Jahren wird er bei Sparsamkeit, Fleiß und Umsicht sich ein Häuschen mit dem nötigen Zubehör, dem Vieh und Ackergeräte anzuschaffen im stande sein, um somit die Grundlage zu einer kleinen Wirtschaft zu legen. Das Land, das ihm von der Gemeinde zugemessen ist, wird ihm dabei zu Hilfe kommen. Das ist aber auch erst der Zeitpunkt für ihn, der unterdessen sparen, für sich sorgen und vor allem fleißig arbeiten gelernt hat, der noch dazu reifer an Jahren und umsichtiger geworden ist, sich eine sparsame und fleißige, arbeitskundige Lebensgefährtin zu suchen. Möchten alle unter solchen Umständen in die Ehe eintreten, bald würden jene Mädchen, welche noch keine Suppe kochen, kein Brot backen, oder keinen Strumpf stricken können, nicht mehr in die Ehe eintreten. Den „Kinderehen“ wäre damit vorgebeugt. Die Mädchen wären schon im Vaterhause zur häuslichen Wirtschaft und Arbeit angespornt, wollten sie sich die Aussicht verschaffen, einmal in die Ehe eintreten zu können. Würden also die Eltern mit ihren Kindern ähnlich handeln, ihnen die Selbständigkeit und menschenwürdige Freiheit gönnen, zweifelsohne wäre das ein Erbe, wie sie es ihnen nicht leicht größer mitgeben können. Allein die meisten ziehen es vor, ihre Kinder zweck- und gedankenlos so früh als möglich in den Ehestand treten zu lassen und das karge Stück Brot, das kaum für die vorhandenen Personen zureicht, noch mit anderen zu

teilen, damit dann um so eher sie mit ihren Kindern und Enkeln am Hungertuche nagen. Es kann ein fühlendes Herz nur mit Mitleid erfüllen, wenn Eltern, die selbst nicht das tägliche Brot haben, in ihrer Kurzsichtigkeit ihre erwachsenen Söhne und deren Familien an das Haus ketten und verurteilen, oft lebenslänglich mit ihnen zu darben, statt dieselben auf eigenen Fuß und zu einem Stück Brot kommen zu lassen.

Doch Gott sei Dank! Es gibt noch allenthalben Eltern genug, die mit ihren Kindern nicht so selbstsüchtig handeln, die ihre erwachsenen Söhne in den Stand der Sonderwirtschaft setzen. Anderen fehlt es zwar nicht an der Liebe zu ihren Kindern, fühlen sich glücklich bei ihrem zeitlichen Wohlstand, wissen aber nicht, wie zu beginnen, um dieselben glücklich zu machen. Würden diese nicht so unbegreiflich zäh an ihrer eigenen Meinung hängen und auch von anderen Belehrung annehmen, bald würde es ihren Kindern, die sie im Fleiß herangezogen haben, besser ergehen. Ihnen raten wir, einmal obenangeführte Abteilungsweise zu versuchen; sie würden bald erfahren, daß man durch Belehrung nicht nur wie durch eigenen Schaden klug, sondern dazu noch glücklich zugleich wird. Soviel über die wirtschaftlichen Mißstände. Es erübrigt uns noch, in Kürze von dem sittlichen Nachteil der Lebensgemeinschaft zu reden.

### III.

Wer in Abrede stellen wollte, allzugroße Armut des Volkes führe zu seinem geistlichen und ewigen Untergang, der würde eine große Unkenntnis der schwachen Menschennatur an den Tag legen. Nicht ohne Grund hat der göttliche Erlöser den Menschen gelehrt, um das tägliche Brot, d. h. den nötigsten Lebensbedarf, zu bitten.

Wie das in Rede stehende Wirtschaftssystem die Armut des Volkes herbeigeführt, haben wir oben nachgewiesen. Nun werden

wir noch den Nachweis liefern. Welche Nachteile diese Wirtschaft für die gute Sitte in ihrem Gefolge hat.

Nichts verletzt den Menschen leichter und empfindlicher, als wenn ihm ein Unrecht widerfährt. Das gemeinsame Leben und Wirtschaften aber gibt dazu häufige Veranlassung. Nicht selten ist das Unrecht nur ein scheinbares. Indes fehlt es auch nicht an Beispiele, wo das eine Glied der vielen Familien von den Eltern (bez. Großeltern) dem anderen vorgezogen wird. Mit Argusaugen beobachten daher die Hausgenossen das Handeln der Eltern, ob diese nicht etwa dem einen mehr, schönere oder bessere Kleider geben, als dem anderen, ob diese nicht mit mehr Schonung und Freundlichkeit behandelt werden u. s. w. Und glaubt man eine Bevorzugung in dem Handeln der Eltern merken zu können, dann ist des Zankens, Streitens, Scheltens kein Ende. Der Friede, das höchste Gut der Familie, ist gestört; es ist betrübend, sagen zu müssen, um was es sich manchmal handelt, um ein – Kopftuch! Die Kinder sehen das mit an, lernen von ihren Eltern selbst, die Eltern und Geschwister beleidigen und hassen. Dabei bleibt es aber nicht. Der Zank und Streit der Eltern erbt sich auch fort auf die Kinder, oder umgekehrt, die Kinder beginnen einen Streit, welcher von den Alten mit der größten Erbitterung fortgesetzt wird und häufig in Schlägereien ausartet. Ja das gemeinsame Leben hat Fälle aufzuweisen, wo es sogar Tote gegeben hat. Hätten die zwölf Söhne Jakobs, von denen uns die hl. Schrift berichtet <sup>9)</sup>, nicht ein gemeinsames Leben unter ihrem Vater geführt, unmöglich hätten sie den schändlichen Gedanken fassen können, ihren unschuldigen Bruder Joseph zu töten. Nur auf das Abraten Judas hin ließ man ihm das Leben, verkaufte ihn aber trotz seines Weinens und Flehens nach Ägypten. Ein so unfriedliches Leben, ein wahres Haß-Neid- und Haderleben, das mit den greulichsten Gotteslästerungen, den schrecklichsten Verwünschungen und Flüchen, mit den größten Beleidigungen

---

<sup>9)</sup> Gen. 37. 20.

der Eltern verbunden ist, gereicht den Alten ebenso zum Schaden, wie den Jungen zum Verderben. Daher das Sprichwort: „Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen.“ Unter solchen Umständen kann eine christliche Kindererziehung nimmer gedeihen. Recht hat also der Dichter, wenn er sagt:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,  
Da kann sich kein Gebild gestalten.“

Daher das Bittere, das Raue, das Ungelenkige, das Unverträgliche der Charaktere so mancher Familienglieder, die doch die Natur oft mit einer so reichen Mitgabe von Zartgefühl ausgestattet hat.

Wir werden nicht irre gehen mit der Behauptung, daß aus der Lebensgemeinschaft der Familien ein nicht geringer Nachteil der Unschuld der Kinder erwächst. Aller Blumen zarteste ist die Lilie; ihr Gedeihen erheischt eine besondere Pflege; sie geht am leichtesten zu Grunde. Ebenso ist es mit der Unschuld der Kinder; ihr muß daher eine besondere Sorgfalt, Pflege und Wachsamkeit der Eltern zugewendet werden. Nur schwer wird das jenen Eltern möglich sein, welche mit den Familien ihrer Brüder in einem Hause leben. Aus Mangel an Raum müssen in nicht wenigen Häusern die Kinder mit den Kindern der Brüder zusammen schlafen. Daß dies mit nicht geringer Gefahr für deren Unschuld verbunden ist, wird wohl niemand in Zweifel ziehen. Überhaupt dürfte den Kindern in dieser Hinsicht gefahrvoll sein das Schlafen in demselben Zimmer mit Erwachsenen, welche durch ihr unbehutsames Betragen nicht selten den Kleinen Ärgernis geben, so daß letztere schon dann die Schlupfwinkel des Lasters kennen lernen, wenn man bei ihnen noch eine paradiesische Unschuld vermuten sollte. Diese Gefahren bereiten das Gemeinleben den Kleinen. Ohne Frage ist dasselbe auch in vielen Fällen den guten Sitten der Erwachsenen verderblich, allein hievon wollen wir zum Nutzen der guten Sache schweigen.

Höchst hemmend steht die gemeinsame Wirtschaft der Brüder der Bildung der Kinder im Wege. Ist die Zeit herangekommen, da an die Eltern die Pflicht herantritt, ihren talentvollen Sohn bilden zu lassen, so fühlen sie in nichts so sehr wie hier in ihre Ohnmacht und Rechtlosigkeit dem Vater und den Familien gegenüber. Der Großvater würde sich am Ende noch überreden lassen, seinen hoffnungsvollen Enkel lernen zu lassen, aber die Bildungskosten würden ja das Gleichgewicht in den Ausgaben der Familien stören. Die anderen Söhne würden daher Einsprache gegen diese Ausgaben für den Enkel erheben, die nicht einmal für die Söhne gemacht werden. Wird der altersschwache Vater (Großvater) es nicht lieber vorziehen, zur Erhaltung des Friedens den Knaben seine Talente hinter dem Pfluge in die Erde graben zu lassen? Die Tatsache, daß selten oder nie ein Großvater einen Enkel lernen läßt, bestätigt unsere Befürchtung.

Damit aber einem derartigen Leben und Wirtschaften nichts zum Ruin und Verderben des Menschen fehle, ist es auch dem leiblichen Wohle höchst nachträglich. Das Leben so vielen Menschen in einem kleinen Hause verdirbt in den engen Zimmern die Luft bis zum Ersticken. Wie dem Fisch das Wasser, so notwendig ist dem Menschen die Luft. Ohne Luft ist es ihm unmöglich zu leben, ohne gute Luft aber wird er langsam dahin siechen. Es ist gerade zu verwundern, wenn der Landmann, der doch bei seinen Feldarbeiten sich stets in der gesundesten Luft der freier Natur bewegt, so wenig sich an dieselbe gewöhnt, daß er die erstickende Luft zu Hause noch erträglich findet. Bei der gesunden, kräftigen Nahrung, der natürlichen Lebensweise, der mäßigen Arbeit und der gesunden Luft des Feldes sollte man glauben, derselbe müsse ein Bild der Gesundheit sein, um die ihn der Stadtbewohner beneiden dürfte. Das ist er ja auch in jenen Gegenden, wo die Gemeinwirtschaft und Lebensgemeinschaft unbekannt sind. Wo aber diese bestehen, nagt Gottes Fluch nicht nur an dem geistlichen Leben, dem zeitlichen Glück und

Wohlstand der Landbewohner, sondern auch an ihrem eigenen Lebensmark. Zu 2 – 5 Familien mit den Eltern in ein kleines Haus, in einen höchst spärlichen Raum, in eine von den Rauchern in den langen Winterabenden verpestete Luft eingeschlossen, müssen sie notwendig siech werden und langsam zu Grunde gehen. Wie Schatten an der Wand sieht man sie einhergehen, da sie sich doch einer blühenden Gesundheit erfreuen könnten. Die bedauernswertesten Kranken, welche das Übel nicht erkennen, an dem sie geistig und leiblich verkümmern müssen!

In eine solch traurige Lage hat also die Gemeinwirtschaft und Lebensgemeinschaft die deutschen Landleute diesseits und jenseits der Wolga gebracht.

„Gehe aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause und komm in das Land, das ich dir zeigen werde“. <sup>10)</sup> So sagte Gott einst zu Abraham. Er gehorchte dem Befehle Gottes, und Gott segnete ihn an zeitlichen und geistlichen Gütern.

„Gehe aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Hause deines Vaters und komm in das Land, das ich dir zeigen werde.“ Sieh, unübersehbare Steppen des Urals, Sibiriens warten die Hände, die sie bebauen. <sup>11)</sup> Gott schien schon deutlich genug den Bauern zu verstehen gegeben zu haben durch die große Hungersnot, wie sehr er die Trennung der Familien wünsche. Nichts ist so geeignet, die Menschen von einander zu trennen und zu zerstreuen, als der Hunger. Der Hunger treibt den Vogel aus seinem Nest, der Hunger scheucht das furchtsame Wild aus seinem Versteck, das Raubtier aus seiner Höhle, des Hungers bediente sich Gott, die Familien von einander zu trennen, ein

---

<sup>10)</sup> Gen. 12, 1.

<sup>11)</sup> Eine Aussiedelung nach Sibirien od. dem Ural dürfte nur dann zum erwünschten Ziel führen, wenn sie unter der Leitung eines Komitees stattfände. Ist der Aussiedler sich selbst überlassen, so wird er, wie die Erfahrung lehrt, so lange umherirren, bis er all sein Hab und Gut verzogen haben und als Bettler wieder in seinen Geburtsort zurückkehren wird. Wenn wir uns nicht irren, besteht ein derartiges Komitee für Aussiedlung nach Sibirien in Petersburg.

Anmerkung des Verfassers.

Fingerzeig, wie sehr ihm diese Art des Lebens und Wirtschaftens mißfällt. Ohne deren gänzliche Umgestaltung werden alle Mühen, es zu einem dauerhaften und erheblichen Wohlstand, zu einem wahrhaft christlichen Leben zu bringen, vergeblich sein. Wir schließen mit den Worten der Schrift: „Die Völker mühen sich ab für nichts, die Arbeit des Menschen geht in Rauch auf“. <sup>12)</sup>

**Klemens**, ein katholisches Wochenblatt, 1. Jahrgang  
**1897/98, Nr. 18, S. 272-275; Nr. 19, S. 285-287;**  
**Nr. 20, S. 301-303; Nr. 21, S. 316-318;**  
**Nr. 22, S. 332-334; Nr.23, S. 348-351.**

---

<sup>12)</sup> 1, Ehr. 51, 58.